

KULTUR

Andres Veiels Dokumentarfilm über Joseph Beuys kommt in die Kinos

Drei Jahre hat der gebürtige Stuttgarter Regisseur recherchiert. An diesem Donnerstag läuft nun „Beuys“ an, sein Blick auf das Schaffen und das Denken des Künstlers und Selbstinszenierers.



Kunstschaften als Happening: Joseph Beuys verstand es, sich selbst in Szene zu setzen.

Fotos: HC Plambeck, Verleih

„Er hatte auch etwas sehr Undeutsches“

Interview Der Dokumentarfilmer Andres Veiel spricht über Beuys als traumatisierten Weltkriegsveteranen und modernen Denker.

Für Andres Veiel steht fest, dass Joseph Beuys (1921–1986) alles andere als ein Spinner war, sondern klare Ziele verfolgte. Bei den Recherchen für seinen Dokumentarfilm „Beuys“ ist dem Filmemacher erst bewusst geworden, wie aktuell das Denken des Künstlers war.

sehr Undeutsches durch seinen Humor und das Hasenhefe, bei dem man nie weiß, ob er jetzt wieder einen Haken aus der Argumentationskette herausschlägt.

Ihr Film macht deutlich, wie stark Beuys attackiert wurde. Hat ihm das nicht zugesetzt? Warum hat er sich diesen Diskussionen immer wieder gestellt?

Das habe ich mich auch gefragt. Ich glaube, das hat stark mit der eigenen Wunde und Verletzung zu tun. Die Erfahrung, nach seinem Flugzeugabsturz als Soldat das Leben noch einmal geschenkt bekommen zu haben, schaffte eine große Energie. In dem Sinne hat er die Kerze an zwei Enden angezündet und starb eben früh.

Mitte der fünfziger Jahre hatte er eine schwere Krise und zog sich aus allem zurück. War er depressiv?

Ja, heute würde man es posttraumatische reaktive Depression nennen. Es lag sicher auch am mangelnden Erfolg, aber ich glaube, dass die Kriegsergebnisse ihm da erst richtig bewusst wurden.

Nachdem Ihr Film auf der Berlinale lief, monierten einzelne Kritiker, dass Sie Beuys zu sehr feiern würden. Gibt es keine Schattenseiten in seiner Biografie – oder wollen Sie diese nicht zeigen?

Herr Veiel, ist es nicht undankbar, einen Film über Beuys zu drehen? Für die einen ist er ein Heiliger, für andere ein Spinner.

Ich habe aus 400 Stunden Material zwei Stunden ausgewählt, deshalb ist es meine Sicht – und mir war klar, dass es viele gibt, die etwas vermissen werden oder einen anderen Beuys in Erinnerung haben. So ein Film muss auch Enttäuschung und Widerspruch provozieren, aber das gehört zu Beuys dazu.

Was hat Sie mehr als dreißig Jahre nach seinem Tod an ihm interessiert?

Der Ausgangspunkt war 2008 die Beuys-Ausstellung im Hamburger Bahnhof in Berlin, in der sehr viel Archivmaterial gezeigt wurde. Dort habe ich einen sehr heutigen Beuys entdeckt, der Fragen stellte wie: Kann man Arbeit und Einkommen trennen denken? Damit war er sehr früh beim bedingungslosen

Grundeinkommen, auch wenn er das anders nannte. „Jeder Mensch ist ein Künstler“ hieß für ihn ja nicht, dass jeder Maler, Bildhauer, Komponist ist, sondern dass jeder Mensch die Fähigkeit zu sozialer Gestaltung hat.

Sie haben drei Jahre lang recherchiert. Hat Sie das Material überrollt?

Es hat sich verselbstständigt. Wir haben 15 000 Fotografien, die in einer Spedition lagerten, herausgeholt und digitalisiert. Wir haben aus Kellern alte Tonbandspulen gerettet. Es waren zehn, fünfzehn Leute permanent mit Transkribieren und Digitalisieren beschäftigt.

Sie zeigen Beuys als faszinierenden Menschen, humorvoll, tiefsinnig, traurig – eigentlich eine perfekte Filmfigur; oder?

Ja, es gab viele Regisseure, die einen Spielfilm über ihn machen wollten. Das ist mir nie in den Sinn gekommen. Beuys hat eine sehr deutsche Biografie mit Prägung durch den Zweiten Weltkrieg und die fünfziger, sechziger Jahre. Aber er hatte auch etwas

Es gibt den Vorwurf, Beuys sei im völkischen Sumpf stecken geblieben. Das hat mich gewundert, deshalb bin ich dem nachgegangen. Er verpflichtet sich für zwölf Jahre bei der Luftwaffe. Im Film gibt es aber den markanten Satz: „Im Krieg bin ich zurechtgeschossen worden“, was heißt, dass er den Flugzeugabsturz und die Verletzung brauchte, um etwas zu erkennen. Ihn als Bewahrer eines völkischen Gedankens aufzubauen, dafür haben mir einfach die Belege gefehlt.

Was war für Sie die besondere Leistung des Künstlers Joseph Beuys?

Dass er aus der Kunst heraus die Museumsmauern aufgebrochen hat und in Ideenräume hineingedacht und dabei den Menschen mit all seinen Bedürfnissen und Nöten gesehen hat. Er musste aus seiner Biografie heraus diese Kunst machen und hat aus der inneren Notwendigkeit heraus die Gestaltung von Ideenräumen entwickelt.

Beuys kultivierte die Legende, dass er nach seinem Flugzeugabsturz auf der Krim von Tatern gepflegt wurde, die ihn mit Fett einrieben und in Filzwickelten. Was glauben Sie: Mythos oder Wahrheit?

Ich finde, ein Künstler darf, muss, kann seine Biografie zum Material machen. Es ist eine Erzählung. Da wäre es eher klein kariert, den Finger zu heben und zu sagen: Jetzt lügst du! Die Erzählung ist Teil von ihm – und das, was er erlebt hat, hat er in einer starke Kunst transformiert.

Das Gespräch führte Adrienne Braun.

KÜNSTLERLEGENDE IM FILM

Filmemacher Andres Veiel ist 1959 in Stuttgart geboren worden. Er hat in Berlin Psychologie studiert und Regieseminare am Künstlerhaus Bethanien besucht. Seine Dokumentarfilme zeichnen sich

durch intensive Recherche und feinsinnige Einfühlung aus. „Black Box BRD“ (2001) stellte Biografien des Bankmanagers Alfred Herrhausen und des RAF-Terroristen Wolfgang Grams gegenüber. In „Die Überlebenden“ (1996) ging er den Suiziden dreier ehemaliger Klassenkameraden in den achtziger Jahren nach.

Werk Bei den diesjährigen Internationalen Filmfestspielen in Berlin hat Andres Veiel seinen neuesten Film „Beuys“ vorgestellt, für den er zahllose Filmdokumente und Fotografien sichtete, 300 Stunden Tondokumente hörte und Gespräche mit Zeitzeugen führte. An diesem Donnerstag kommt „Beuys“ in die Kinos. adr

Im Kopf des Provokateurs

Filmkritik Andres Veiel enträtelt in „Beuys“ den Künstler erstaunlich weit und wirft ein Schlaglicht auf die Bonner Republik. Von Bernd Haasis

Mit der Hand auf dem Herzen würden wohl nur einige Kunsthistoriker von sich behaupten, das Wirken und Werk von Joseph Beuys (1921–1986) wirklich zu verstehen. Das könnte sich nun zumindest im Ansatz ändern, denn dem Dokumentarfilmer Andres Veiel ist ein kleines Wunder gelungen: In seinem jüngsten Werk durchdringt er die Bild- und Gedankenwelt des Künstlers in erstaunlicher Tiefenschärfe. Aus einer irrsinnigen Menge an Material – rund 20 000 Fotos, 400 Stunden bewegte Bilder und 300 Stunden Audiomaterial – hat Veiel ein dichtes Porträt destilliert, in dem Haltungen eine zentrale Rolle spielen.

Um den Systemkritiker Beuys geht es da vor allem, der Ende der siebziger Jahre die Grünen mitbegründet und schon damals die Finanzkrise von 2008 vorhergesagt hat – was zu dieser Zeit freilich niemand verstand. Heute nun verschafft Veiel über den Zugang zum Kopf des Künstlers einen Zugang zu dessen Kunst. Er löst den brillanten Denker und Redner Beuys von seinen narzistischen Paradiesvogeleien, blickt hinter die Provokationen und die Knalleffekte, hinter die Kostümierung mit Hut, Anglerweste und Pelzmantel.

Klug gewählt sind die kurzen Ausschnitte aus Performances vor Massen von Zuschauern, die Momente, in denen Beuys

ganz in seiner Kunst versinkt; gut zusammengefasst ist sein Protest gegen den Numerus clausus, der ihm 1972 den Rauswurf aus der Düsseldorfer Kunstakademie einbrachte, weil er alle abgelehnten Bewerber in seine Klasse aufnahm; fast anrührend wirkt sein Pflanzprojekt „7000 Eichen“, das er bei der Documenta 1982 in Kassel begann.

Veiel zeigt, dass der zunächst unermüdliche Selbstdarsteller Beuys ein Anliegen hatte, in dem sich auf spezielle Art das Wesen und Denken der Bonner Republik spiegelt. Der Film begleitet ihn bis in die sichtliche Ermattung Anfang der achtziger Jahre. Wer diesen Film gesehen hat, wird Beuys’ Werke mit ganz anderen Augen anschauen.

Beuys. Deutschland 2017. Regie: Andres Veiel. 107 Minuten. Ohne Altersbeschränkung. Delphi

Selbstsuche in den Tönen

Konzert Der Geiger Gidon Kremer hat mit dem Staatsorchester musiziert. Von Markus Dippold

Ein einzelner Ton im Forte, ausdrucksstark, sofort bricht die Musik wieder ab. Der Ton wird wiederholt, jetzt vorsichtig, wird in die Länge gezogen, gewinnt an Kraft. Vielfach wiederholt sich dieses Anlaufnehmen, Abbrechen, Vorwärtstasten in Victor Kissines 2012 entstandenen Violinkonzert, das auf dem Programm des Staatsorchesters Stuttgart stand. Die rezitativische Selbstbefragung der solistischen Geige steht im Mittelpunkt der halbstündigen Komposition und wird über weite Strecken fast beziehungslos neben das Orchester gestellt, das ebenfalls erst allmählich eine klare Gestalt, eine Art Refrain ausbildet.

Kissine, 1953 in St. Petersburg geboren und dort ausgebildet, 1990 nach Belgien emigriert, macht im kleinteiligen, oft nervösen Spiel der Violine ein Selbstgespräch

hörbar, dessen Protagonist lange Zeit auf Distanz zu ihrer Umwelt geht, so als suche sie nach sich selbst, dem eigenen Standpunkt. Gidon Kremer, für den das Konzert geschrieben wurde, ist nicht nur wegen dieses äußersten Umstands der

ideale Interpret. Der Siebzigjährige versteht sich wie kein Zweiter auf die Kunst, selbst einzelne Töne mit Bedeutung aufzuladen, wiederholte Motive oder Phrasen in ein stets neues Klangfarbenlicht zu tauchen. Den Hörer nimmt Kremer dadurch mit auf eine emotionale Reise, die in ihrer pulsierenden Faktur eine Hurolosigkeit ausstrahlt, die in der großen Kadenz kurz vor dem Ende kulminiert. Und dann überwinden die Musik und ihre Interpreten plötzlich die Schwelle von der Unsicherheit zu Zuversicht, wenn, angeführt von der Oboe, warm strahlende Tongebilde eine Verheißung bilden. Stuttgarts Generalmusikdirektor Sylvain Cambreling und das hoch konzentrierte Staatsorchester begleiten Gidon Kremer mit vielfältigem, die Kleinteiligen emotionalen Wechsel plastisch realisierendem Spiel.

Auch in der nachfolgenden „Manfred“-Sinfonie Peter Tschaikowskys zelebrieren Cambreling und seine Musiker, wie Musik eine Lebensgeschichte und die psychische Verfassung einer Kunstrfigur evolieren kann. Weit spannt Cambreling die Spannungsbögen von den Seelenqualen des Titelhelden im ersten Satz bis hin zu den Höllenqualen des Finales, in denen das Blech mächtig auftrumpfen darf. Diese Demonstration orchesterlicher Spielstärke wird vom Publikum am Ende mit großem Jubel belohnt.

Kinderladen

Party in Afrika

Dass Tafiti ein Erdmännchen ist, das mit seiner Sippe in der afrikanischen Savanne lebt, dürften viele Kinder wissen. Denn die Buchserie von Julia Boehme ist ein Bestseller. Für den Verlag Grund genug, sich an eine App zu wagen. Mit Erfolg: „Tafitis Savannenparty“ erhielt den Kindersoftwarepreis Tommi 2016 in der Kategorie „Kindergarten und Vorschule“. In der App wird keine Geschichte erzählt, sondern gespielt. Tafiti bereitet eine Geburtstagsparty vor und hält als guter Gastgeber alle Fäden in der Hand: Er moderiert, erklärt und bittet den kindlichen User um Unterstützung. Wer mit hilft, muss gut zuhören, wischen und tippen können. Schon Tafiti von Station zu Station zu dirigieren, erfordert und trainiert motorisches Geschick. Auch beim Geschenke-Suchen, Backen oder Einstudieren des Geburtstagsliedes mit Elefanten: dieser Spielspaß macht fit für die Schule. hoc



Julia Boehme: *Tafitis Savannenparty*. Loewe-Verlag, 2,99 Euro, ab 5, für iOS 6.0 oder neuer/Android 4.0 oder neuer

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stzn.de